



Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Publikation darf ohne Genehmigung des Verlags in irgendeiner Form oder in irgendeinem Medium reproduziert oder verwendet werden, weder in technischen noch in elektronischen Medien, eingeschlossen Fotokopien und digitale Bearbeitung, Speicherung etc.

Kathrin Groß-Striffler &
Reinhard Stöckel

Westöstliche Couch
Ein literarisches Alphabet

müry salzmann

Auf der Westöstlichen Couch

Wie kam es zu diesem Buch?

Zwei befreundete, etwa gleichaltrige Autoren, der eine sozialisiert in der DDR, die andere in der BRD, sagten sich: Wenn wir nun einmal unsere subjektive Sicht auf die Welt vergleichen würden? Und das auf eine Art, die es so noch nicht gegeben hat? [kgs]

Die Idee kam von Kathrin. Ich hatte anfangs keine Lust auf dieses Ossi-Wessi-Ding. Außerdem: Texte auf Zuruf schreiben? [rs]

Die Lust kam dann offensichtlich doch?

Kathrin hat mich letztlich mit etwas Leckerem geködert, Amerikaner. Dann nahm ich's als Experiment. Schnell war klar, es sollte keines der üblichen Ost-West-Gespräche werden: *ja, aber es war nicht alles schlecht versus ok, es ist nicht alles gut.* [rs]

Ja. Eigenwillig und subjektiv sollten die Texte sein. Und sie wurden dann sehr unterschiedlich, nicht nur thematisch. Das fand ich besonders spannend. [kgs]

Was war das Prinzip für die Wahl der Schlagworte? Mit wenigen Ausnahmen sind sie neutral und eben keine erwartbaren „Reizworte“ à la M wie Mauer...

Abwechselnd pickten wir uns einen beliebigen Buchstaben aus dem Alphabet und sagten spontan irgendein Wort dazu. F wie Fessel, K wie Kaiser. [kgs]

Na, ich hab schon nach Assoziationen für mich geguckt, bevor ich dir ein Wort nannte. Ich denke, es war auch unsere Chance, bewusst auf ausgelutschte „Reiz-

worte“ zu verzichten. Wir legten uns jeder für sich auf *die Couch* und erzählten sozusagen gleichzeitig. Leserin und Leser haben den Vorteil, sie können die Texte nacheinander lesen, gern auch durcheinander, also nicht, wenn *sie* durcheinander ... na, doch, vielleicht gerade dann. [rs]

Sie buchstabieren nicht nur das Alphabet durch, sondern gewissermaßen auch die deutsche Geschichte vom Anfang der Teilung bis zur Zukunft der Einheit. Wie ging das Schreiben konkret vor sich? Haben Sie vorher den Inhalt grob abgesprochen oder waren Sie überrascht, als Sie die Texte des anderen gelesen haben?

Abgesprochen haben wir lediglich den Zeithorizont, in dem wir uns bewegen: die nationalsozialistische Vorgeschichte der Teilung bis zur (europäischen?) Zukunft. Überrascht hat mich, wie präsent in Kathrins Texten tatsächlich das Thema Gleichstellung ist. Und auch wie „blickdicht“ der Eisernen Vorhang wohl vom Westen aus war. Sogar russische Literatur wurde nicht im Osten, sondern in Frankreich entdeckt. [rs]

Es gab keinerlei Absprachen unter uns bezüglich des Inhalts. Erst wenn wir beide fertig waren, durften wir uns die Texte schicken. Überraschung! [kgs]

Möchten Sie der geschätzten Leserschaft noch etwas mit auf die Reise durch dieses Buch geben?

Humor ist, wenn man trotzdem lacht. [kgs]

Lesen ist besser als weinen! [rs]

H wie Heimat

72

Herr Decker warf die Arme in die Luft, schwang sie im Rhythmus der Musik auf und ab, hin und her. Es sah aus, als verjage er Mückenschwärme, er nannte es Dirigieren. Seine Arme waren braungebrannt, nur dort, wo sie in den kurzen Ärmeln seines Sommerhemdes verschwanden, leuchtete weiße Haut hervor. Bauernarme, nannte das meine Oma. Herr Decker war aber Lehrer. Er stand vor der Klasse – eigentlich vor drei Klassen, eine Klasse je Bankreihe – wir sangen: *Die Heimat hat sich schön gemacht...* Zwei Bänke vor mir stand Marion, richtete ihre Haarspange. ...*und Tau blitzt ihr im Haar.* Ich vergaß zu singen.

Als wir ausgesungen hatten und uns setzen durften, fragte Herr Decker: Wer von euch will denn ein junger Naturforscher sein? Fast alle meldeten sich, nur ich nicht, ich war gerade dabei, ein Zettelchen für Marion

zu schreiben. Herr Decker sagte: Stephan, ich sehe alles! Da hob auch ich die Hand.

Dann klatschte Herr Decker zweimal in die Hände und rief: Auf, Kinder! *Frisch das Geheimnis abgelauscht!* Heimatkunde!

Wir folgten dem Bachlauf durchs Dorf hinunter zu den Sumpfwiesen an seinen Ufern. Dort sollten wir eine neue Pflanze kennenlernen. Wir sahen die Blume schon von weitem, sie leuchtete aus dem saftig grünen Gras.

Wie schön, sagten die Mädchen und riefen: Herr Decker, Herr Decker, dürfen wir uns einen Strauß pflücken?!

Nein, sagte Herr Decker.

Bitte Herr Decker, bitte, bettelte Ines, meine Oma hat heute Geburtstag.

Nichts da, sagte Herr Decker bestimmt, Punkt und Ende. – Und: Wer kennt diese schöne Blume?

Hahnenfuß?, tippte ich.

Nee, das ist Löwenzahn!, sagte Erwin.

Sumpfdotterblume, sagte Marion.

Sag' ich doch, Unkraut, sagte Erwin.

Sumpfdotterblume ist richtig!, sagte Herr Decker. Er meinte außerdem, dass diese Pflanze immer seltener werde, ja sie sei regelrecht vom Aussterben bedroht. Die Republik werde sie sicher bald unter Schutz stellen. Ach, sagte Erwin, Unkraut vergeht nicht.

Auf dem Heimweg rief Erwin: Dotterblume – Lottermume – Modderkrume! Und zeigte lachend auf Mari-ons gelbe Bluse.

Ich stellte Erwin ein Bein. Er schlug sich das Knie auf. Herr Decker, der alles sah, blickte mich strafend an und sagte: Ich soll keine Beine stellen. Hundert Mal bis Montag. Ich nickte.

73

Ende Mai lud mich Marion zu ihrem Geburtstag ein. An diesem Tag hatte uns Herr Decker für die ersten beiden Stunden schulfrei gegeben, er hätte einen wichtigen Termin in der Stadt. So konnte ich meinen Plan in aller Ruhe, wie ich glaubte, wahr machen. Frühmorgens fuhr ich mit dem Fahrrad zu den Wiesen am Unterlauf des Baches. Ich wollte für Marion heimlich ein paar Sumpfdotterblumen pflücken und malte mir aus, wie sie mich dafür anheimmeln würde.

Doch von weitem schon hörte ich Maschinenlärm und sah, als ich ankam, einen Bagger, der quer durch die Wiesen einen Graben zog. An anderer Stelle waren einige Arbeiter damit beschäftigt, das Gebüsch am Rand des Baches zu roden. Ein mit Erde beladener Trecker fuhr an mir vorbei, über die Planke rutschten einige Grasbatzen, dazwischen blitzte es gelb. Ich stellte mein Fahrrad am Straßenrand ab und bückte mich eben nach einem herabgefallenen Strunk Sumpfdotterblumen, an dem noch eine unversehrte Blüte hing.

In diesem Moment knatterte auf dem Feldweg ein Moped heran. Es war Herr Decker, er kam offenbar aus der Stadt, hielt an, stieg ab und eilte auf mich zu. Jetzt, dachte ich, hat er mich, und ließ ratlos die Hand mit der Sumpfdotterblume sinken. Aber Herr Decker lief an mir vorbei und rannte über die Wiese zum Bagger hinüber, im Lauf zog er ein Blatt Papier aus der Tasche, winkte damit und rief immer wieder: Anhalten, anhalten!

Der Bagger stoppte, und der Fahrer wies hinüber zu den Arbeitern am Bach. Einer, offenbar der Brigadier, las Deckers Papier, kratzte sich am Kopf, dann hob er den Arm und wies zum Bauwagen: Pause!, hörte ich ihn rufen.

Als Decker, erleichtert, wie mir schien, auf sein Moped zustapfte, hielt ich ihm die Blume hin: Na, vielleicht kann man die wieder einpflanzen.

Decker legte seine Hand auf meine Schulter, rieb sich das Kinn und sagte: Wer weiß ..., aber versuch's mal am Dorfteich damit.

Zu Beginn des Unterrichts brachte mir Herr Decker ein Einweckglas mit Wasser drin, und ich steckte die gerettete Sumpfdotterblume hinein. Dann sagte Herr Decker: So, jetzt alle mal herhören! Ich habe da was verwechselt. Das hier, hob das Glas in die Höhe, ist keine Sumpfdotterblume. Das ist eine Trollblume! Alle Blumen da unten am Bach sind Trollblumen! Klar!? Und die sind streng geschützt, strenger als die Sumpfdotterblume. Die Trollblume ist nämlich vom Gesetz geschützt, vom Naturschutzgesetz der DDR. Dass das mal klar ist. Da darf man die Wiesen am Bach nicht trockenlegen. – Ja, Ines?

Ines stand auf und sagte: *Der Heimat Pflanzen und Getier behütet unsre Hand!*

Erwin rief leise: Streber! Später hatten wir noch eine Stunde Rechnen. Mitten in der Dreierreihe tat es einen Rums, und Herr Decker war verschwunden. Ich reckte den Hals und sah Herrn Decker auf den Dielen liegen. Die Knirpse von der Ersten lachten, weil sie dachten, der Lehrer mache einen Spaß. Da war Erwin schon hinüber in die Lehrerwohnung gerannt und kam Augenblicke später mit Frau Decker zurück.

Die sagte: Ich glaub', er muss ins Krankenhaus, geht nach Hause, Kinder!

Draußen drückte ich Marion das Einweckglas in die Hand: Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag! Ein

Lächeln huschte über ihr Gesicht, dann sagte sie trotzig:
Ist aber doch eine Sumpfdotterblume!

Am späten Nachmittag standen Marion, Ines, Erwin und ich am Teich und blickten auf die ehemalige Sumpfdotterblume. Wir hatten den Strunk eingepflanzt, Erwin hob mit dem Spaten noch einen Batzen Teichschlamm aus dem Wasser und packte ihn sorgfältig um die Pflanze. Entenscheiße, sagte er, ist guter Dünger. Und dann leise: Unkraut vergeht nicht.

Wir wussten alle, dass er damit nicht nur die Blume meinte.

Herr Decker war lange krank. Zucker, sagte Erwin und kaute auf seiner Lakritz. Die letzten Wochen vor den Ferien unterrichtete uns Herr Knesel. Auch Herr Knesel führte uns den Bach hinunter zu den Wiesen. Dort waren die Arbeiter wieder zu Gange. Der Brigadier erkannte mich offenbar, zuckte die Schultern und zeigte mit dem Finger nach oben. Herr Knesel hob gleichfalls den Finger und sagte: *Reichlich ernten werden wir, wo heut noch Sumpf und Sand*. Unsere letzte Aufgabe in Heimatkunde war dann ein Hausaufsatz: Weizen und Kuh in trockenem Schuh! [rs]

Zitate aus dem „Lied der jungen Naturforscher“, das von Gerd Natschinski (1928-2015) mit einem Text von Manfred Streubel (1932-1992) komponiert wurde.

76

Eisenbahn fahren verwirrte ihn, weil er es selten tat. Früher hatte Johann sich Hella, das Pferd, vor den Wagen gespannt und war an Markttagen in die nächste Stadt geholpert, später klemmte

er sich hinter das Lenkrad seines alten Volkswagens, mit einem Gefühl von Argwohn allerdings, das ihn nie ganz verließ. Wenn er fuhr, ging ihm alles zu schnell; er hätte gern die Äcker am Straßenrand begutachtet, seine eigenen, die seiner Nachbarn, und geprüft, ob das Getreide so hoch stand, wie es stehen sollte, und ob es schon wieder Zeit war, das Unkraut aus den Rübenreihen zu hacken. Beim Fahren sah er nur angestrengt auf die Straße vor sich, die sich holprig durch den Gau zog, und er musste seine ganze Aufmerksamkeit zusammennehmen, um den Schlaglöchern auszuweichen, die mit jedem Winter tiefer wurden und im Asphalt gähnten wie Münder.

Als er sich in den fünfziger Jahren – so wie alle Bauern im Dorf – einen Traktor kaufte, einen Fendt, grün und laut und mit einem runden Sitz, in dem er saß wie in einem Suppenteller, war er, zugegeben, stolz; Hella war tot, und das Pflügen war nun viel einfacher zu bewältigen als vorher, als er die Schar mühsam in den lehmigen Boden drückte. Jetzt sah er hinter sich, wie die Erde aufriss und in schwere glänzende Schollen zersprang, und wenn dann die Egge über sie glitt und sie in lockere Krumen zerteilte, in die er bald das Saatgut geben würde, dann wurde sein Herz weit.

Einerseits; andererseits aber fühlte er, wie sich die Bindung zwischen ihm und dem Land lockerte, und das beunruhigte ihn. Früher war jede Erdscholle, die er aus dem Boden pflügte, *seine* Scholle gewesen; jetzt warf er an einem Tag so viele auf, dass er sie namenlos hinter sich zurückließ. In jenen Tagen machte er es sich zur Gewohnheit, abends noch einmal hinauszulaufen auf seine Felder, sie zu betrachten, als hätte er etwas wieder

77

gut zu machen; er schob sich die Mütze in den Nacken, denn das Land, das ihm gehörte, reichte nun weit bis zum Horizont, doch ganz geheuer war ihm das nicht. Sein ältester Sohn übernahm den Hof; er kaufte Schlepper, deren Reifen allein fast so hoch waren wie sein ganzer Fendt. Auch in die Stadt fuhr er nun nicht mehr; er fürchtete sich vor dem Verkehr, der durch die Straßen brandete. Er war nicht der einzige Bauer, der sich nicht mehr zurecht fand; abends hockten sie alle unter der Dorflinde, vornüber gebeugt und mit gespreizten Beinen, und schreckten hoch, wenn einer jener Schlepper an ihnen vorbeifuhr.

Doch jetzt, dringlich, unaufschiebbar, musste er verreisen; dafür kam, wie er fand, nur die Eisenbahn in Frage.

78

Vom Leben viel zu erwarten, stand ihr nicht an; sie kannte Arbeit und Mühe, kurze Nächte, Aufstehen vor Sonnenaufgang zum Melken der Kühe, Feldarbeit am Tage, Stallarbeit am Abend, sie schleppte volle Eimer und schwang die Mistgabel, und wenn sie müde war, musste sie noch in der Küche wirtschaften, Kartoffeln schälen, Holz nachlegen, das Essen richten und wieder abtragen; die drei Brüder waren hungrig, die Eltern alt. Die Brüder murrt, wollten weg, träumten von einem Leben in der Stadt, fanden dort Arbeit. Hildegund war froh, als sie fort waren. Also erbte sie den Hof. Sie war jetzt eine, die die Jungbauern am Kirchtag abschätzend ansahen, jene, die selbst nichts zu erben hatten. Viele wandten sich ab, weil sie nicht schön war, weil ihre Unterlippe vorhing wie bei einem Pferd, das in die Jahre gekommen war, weil sie selten lachte und nicht gerne sprach. Doch sie war kräftig und fleißig, und es gab

Männer, für die das zählte, jetzt, da sie den Hof hatte. Und so war es nicht verwunderlich, dass eines Abends ein Wagen in den Hof rumpelte, und den zog Hella, das Pferd.

Ihr Leben änderte sich kaum. Nur dass sie drei Kinder gebar, zwei Söhne, die lebten, und eine Tochter, die sie begrub. Johann war freundlich zu ihr, doch sie sprachen wenig, manchmal über die Ernte, das Wetter, die Tiere, niemals über sich. Sie kannte es nicht anders. Wenn er in ihre Küche polterte und die Stiefel, an denen der Mist klebte, auch beim Essen nicht auszog, dann schmolte sie, schob die Unterlippe noch weiter vor und brummte vor sich hin. Er nahm es gar nicht wahr.

Die Kinder hatten Kinder, und sie wurde alt, verwirrt, verwechselte Namen und Gesichter, kicherte und weinte, je nachdem. Nachts trug Johann sie aufs Klo, ächzend, denn sie war schwer. Die Söhne sorgten dafür, dass sie in die Stadt kam, in ein Heim für Alte und Kranke, in dem ihr Blick glasig wurde und erlosch. Sie hatte doch zuhause sterben wollen, die Geranien im Blick, die auf der Fensterbank blühten, doch es war keiner da, der auf sie hörte.

79

Der Nachbar fuhr ihn zum Bahnhof. Johann sah die Autos um sich herum, all die Autos, und es nahm ihm den Atem. Niemals würde er den Zug rechtzeitig erreichen. Niemals hätte er sich auf dieses Unternehmen einlassen sollen. Und doch – er war es gewesen, der eines Abends am Telefon seinem Ältesten eröffnet hatte, dass er wegzufahren gedächte, um ihn und den Bruder zu sehen; wortkarg, wie er war, hatte er keine Erklärung hinzugefügt. Und nun saß er im Zug, und wider Erwarten lief

alles gut. Er staunte zum Fenster hinaus, sah Hopfen, der sich hoch um Holzpfähle wand, und als er ankam, wuchs, wohin er auch sah, Wein, zogen sich die Rebstöcke so steil die Hänge hinauf, dass er um die Winzer bangte, die auf ihren kleinen Traktoren das Land bestellten. Es war warm hier, mild, und die Luft roch süß.

Der Sohn und seine Familie wohnten in einem großen Haus mit Schwimmbad im Garten. Eine Schuhnummer zu groß, sagte Johann. Er hatte etwas abzugeben, deswegen war er hier.

Am Abend zog er den Brief aus der Tasche und las ihn vor. Der Wein schmeckte herb und machte ihm Mut, und er, der so selten sprach und schon gar nie erzählte, las ihn nicht nur ein Mal, sondern ein weiteres Mal, deutlich und laut.

80

Nach dem Krieg, als er lange nicht heimkam, weil die Amerikaner ihn in Gefangenschaft hielten, ging der Hof seiner Eltern an den Bruder; ihm blieb nur ein Zimmer, und ihm blieb Hella, das Pferd. Es war nicht redlich, wenn seine Tage hier von Dauer waren. So setzte er sich eines Abends an den Tisch, legte Papier, Feder und Tusch bereit, stützte die Ellenbogen auf und die Stirn in die Hände und schrieb an Hildegunds Vater, so gut und so schön er nur eben konnte. Sagte, dass es nicht recht war, wenn ein Mann einsam war, wenn er Kraft hatte, aber keinen Hof, und bat um Hildegunds Hand. Dann steckte er den Brief sorgsam in einen Umschlag, versiegelte ihn; lehnte sich zurück, sah auf den Tisch, den Schrank, das schmale Bett; strich sich die schon schüttereren Haare nach hinten, stand auf, kleidete sich an und spannte Hella vor; den Brief übergab er persönlich.

Warum er erst von seiner Werbung und dann vom Krieg erzählte, machte wenig Sinn; vielleicht kam es daher, dass er sich nur zögernd, Schritt für Schritt, in seine Vergangenheit zurücktastete; vielleicht spielte auch der Wein eine Rolle, den ihm der Sohn bereitwillig nachschenkte. Die toten Kameraden musste er zur Grube schleifen, erzählte er, und hineinwerfen, seine Stimme wurde so laut dabei, dass der Sohn aufstand und das Fenster schloss. Hier entsprach er dem Bruder, der, ein Stück weiter nördlich und in einer Gegend beheimatet, deren Vegetation der seinen daheim beruhigend glich, ein klein wenig später dasselbe tat. Dort war es Bier, das man ihm reichte; er wurde müde, er hatte Heimweh, er schlief ein.

Wieder zuhause, in der Heimat, zog er sich um und ging hinaus zu den Schweinen. Sie sprangen auf, als er kam. Quiekten und grunzten und schnalzten mit der Zunge. Er holte die Eimer mit Futter und füllte die Tröge. Als sie zu schmatzen begannen, stach ihm das Herz, die Beine gaben nach, er fiel zu Boden. Ein kurzes Röcheln, dann war es still. Es war vollbracht.

81

Die Söhne standen um das Grab, betreten, und froren. Was er ihnen hat sagen wollen, das fragten sie sich. Das Vermächtnis war mager und schwer zu entschlüsseln: ein Brief, eine Grube, der Tod bei seinen Schweinen, mit dem Gesicht in der Jauche.

Das war alles; es musste genügen. [kgs]

Liebe Daphne, hier wird gerade überall ein Lied gespielt, es heißt *Griechischer Wein* und ist von einem Sänger namens Udo Jürgens. Ich habe mir die Platte gekauft. Ich verstehe nicht alles, ich verstehe aber die Sehnsucht, und ich verstehe das Heimweh. Schließlich singt er ja über uns.

Neulich hat mir ein älterer Grieche erzählt, dass Gastarbeiter in Deutschland früher in Baracken hausen mussten und dass man sich nicht um sie gekümmert hat. Sie haben Fließbandarbeit in Fabriken gemacht, zwölf Stunden am Tag. Sie sind unter sich geblieben und haben kein Deutsch gelernt. Wir arbeiten immer noch hart, aber das ist in Ordnung.

Wir wohnen besser, und es gibt Deutschkurse für uns.

Ich habe solche Sehnsucht nach dir und den Kindern. Ich lege die Platte im Gemeinschaftsraum auf, abends, wenn alle im Bett sind, und denke an euch. Es ist so anders hier. Seit ein paar Tagen liegt Schnee. Du hast in deinem ganzen Leben noch keinen Schnee gesehen, und die Kinder auch nicht. Es ist kalt. Es hat etwas Beruhigendes, wenn die Schneeflocken vom Himmel fallen. Man fühlt sich plötzlich ganz leicht und möchte sich nah an den Ofen setzen. Die deutschen Kinder bauen Schneemänner, denen sie eine Rübe als Nase ins Gesicht stecken. Alle haben Schlitten und sausen den Hügel hinter unserem Wohnheim hinab. Es sind auch griechische Kinder dabei, die sehr schnell Deutsch lernen, und ich denke, bei unseren beiden Söhnen wird es nicht anders sein, wenn ihr erst einmal hier seid. Denn

ich habe einen Plan. Ich möchte, dass du zunächst allein kommst und Nikos und Angelos bei deinen Eltern lässt. Wir werden einen kleinen Kredit aufnehmen und eine Kneipe aufmachen, wo wir griechisches Essen servieren. Du wirst sehen, es wird fantastisch.

Liebste, ich sehe dich vor mir. Du legst deine Stirn in skeptische Falten. Du ziehst die Augenbrauen hoch. Du sagst, ich kann meine Kinder nicht verlassen. Du schüttelst den Kopf. Dann gehst du hinüber zu deinen Eltern. Es ist warm bei euch, die Bougainvillea blühen. Du setzt dich zu ihnen an den Holztisch unter dem Weintraubendach. Du gibst deinen Eltern diesen Brief. Dein Vater schaut so zweifelnd wie du, nur dass seine Falten viel tiefer sind, besonders die zwischen Nase und Mund. Deine Mutter aber nickt. Sie lächelt. Dann fängt sie an zu weinen. Und dann steht sie auf und nimmt dich in die Arme. Du stellst dir vor, wie es sein mag, Souvlaki in einem fremden Land zu servieren, das du noch nie gesehen hast, wo du die Gebräuche nicht kennst. Du denkst, ich kann doch die Sprache nicht! Die lernst du schnell, du wirst sehen, du bist viel klüger als ich, und ich komme auch schon ganz gut zurecht. Du stellst dir vor, wie Nikos und Angelos hier in die Schule gehen und studieren werden. Du denkst daran, dass du an Weihnachten nie mehr am Bahnhof darauf warten musst, dass mein verspäteter Zug einfährt. Nachts wirst du nicht mehr allein in unserem Bett liegen. Wir werden deinen Eltern Geld für einen Anbau an ihr winziges Haus schicken. Wir werden endlich wieder eine Familie sein.

Wie ich auf diese Idee gekommen bin? Alle hier hören *Griechischer Wein*. Du gehst an einer Kneipe vorbei

und hörst das Lied. Du gehst über den Marktplatz und hörst es. Du rauchst am Fluss eine Zigarette und hörst es. Die meisten Deutschen singen und summen es beim Einkaufen und im Bus und in der Straßenbahn. Hierzulande sagt man *Ohrwurm* dazu. Man hat also einen griechischen Wurm im Ohr. Und dann habe ich mir gedacht: Wenn die Deutschen dieses Lied so sehr lieben, werden sie auch unser Essen lieben. Sie werden *uns* lieben. Wir werden das Lied zu jeder vollen Stunde spielen, und alle werden mitsingen.

Ich werde keine Sehnsucht mehr haben müssen und auch kein Heimweh. Den Kredit werden wir ganz schnell abbezahlt haben. Ich habe schon Einiges auf die Seite gelegt. Bis jetzt gibt es in dieser Stadt noch keine griechische Kneipe. Wir müssen also schnell sein. Du umarmst deine Mama. Du umarmst deinen Papa. Ihr heult alle Rotz und Wasser, und dann rennen Nikos und Angelos ins Bild und du sprichst mit ihnen. Sie schauen dich entsetzt an und schütteln den Kopf. Doch, sagst du. Du holst das Foto von mir aus der Rocktasche, das du immer bei dir trägst. Du küsst es. Du lachst und weinst gleichzeitig. Alle lachen und weinen gleichzeitig. Ich auch. Wenn ich euch doch erst in die Arme schließen dürfte!


Unsere Kinder sollen es einmal besser haben. Wenn du Zweifel hast, denk daran, dass sie es besser haben sollen. Dass wir es für sie tun, für ihre Zukunft.

Es ist Mitternacht. Ich gehe jetzt in den Gemeinschaftsraum und lege die Platte noch einmal auf. Das Lied wird uns Glück bringen, Liebste. Komm bald!

Ich umarme dich. Ich setze die Nadel auf die Platte. Ich singe dir das Lied vor, kannst du mich hören?

Für immer, Dein Petros

PS: Ein deutscher Freund hat den Brief ins Deutsche übersetzt. Er meinte, in ein paar Jahrzehnten wäre er für die deutsche Geschichtsschreibung interessant. Das kann ich mir zwar nicht vorstellen, aber wer weiß?
[kgs]

150  Eines Morgens in aller Frühe begann für Branger etwas anders zu werden. Seine fünfzehnjährige Enkeltochter sang im Bad, und durch das verebbende Rauschen der Spülung schlängelte sich die Melodie in Brangers erwachendes Bewusstsein. Ehe er die Töne einer Erinnerung zuordnen konnte, war Lena verstummt. Vermutlich putzte sie jetzt ihre Zähne, und Branger konnte nur noch das undeutliche Geschepper ihres Smartphones vernehmen.

Branger hatte die Aufsicht übernommen, weil Lenas Eltern eine Reise machten. Langeweileurlaub, so hatte es Lena genannt und sich geweigert, mitzufahren. Stattdessen hatte sie sich einen Ferienjob gesucht.

Tschüss Opi, rief es von draußen, und schon schlug die Tür ins Schloss.

Branger schlappte in die Küche und fand wie in den letzten Tagen auch an seinem Platz Brettchen, Messer und Tasse. Auch die Kaffeemaschine röchelte schon vor sich hin.

Wer betreut hier eigentlich wen, dachte Branger. Nun gut, ihm oblag ja noch das Abendessen. Während er

den Kaffee in eine Thermoskanne füllte, schwankte er zwischen Pizzaservice und Makkaroni. Irgendwas Italienisches, dachte Branger, aber Adriano Celentano war es nicht. Oder? *Azzurro*, *dada da daa*...? Nee, das passte nicht. Branger hatte nicht viel musikalisches Verständnis, aber so viel wusste er schon, dass seine Enkeltochter am Morgen nicht einen Schlager der Siebziger sang – oder waren es die Sechziger gewesen?

Die Melodie, die Lena geträllert hatte, hockte in Brangers Hinterkopf wie Lena vor Jahren beim Versteckspiel hinter einem Strauch.

Gedankenverloren kaute Branger an seinem Honigbrot. Schlimmer, dachte er, als etwas zu vergessen, ist zu merken, man hat es vergessen. So wie einen Namen, den man im Gespräch nennen will, der aber plötzlich weg ist, verschwunden aus dem Gedächtnis. Der, wie man sagt, einem auf der Zunge liegt, aber sich nicht in Laute fassen lässt. Und irgendwann, wenn das Gespräch längst beendet ist, macht es klick, und man hat's. So dachte Branger und wartete auf das Klicken. Stattdessen klingelte es. Branger öffnete. Ein Paket! Er unterschrieb und dachte, was hat das Kind nur wieder bestellt?

Tschau, sagte der Paketbote. Und Tschau, sagte Branger.

Er legte das Paket auf die Flurgarderobe, ging zurück zu seinem Kaffee. Und plötzlich hat es Klick gemacht: *Ciao, bella ciao, ciao, ciao*... Das war's! Andererseits: Sang ein Teenager im Jahr 2018 ein Partisanenlied aus dem Zweiten Weltkrieg? Gut, er, Branger, hatte dieses Lied als Schüler gesungen, aber da war Sozialismus, da

war DDR und da waren Partisanenlieder eben dran in Musik: *Eines Morgens in aller Frühe, bella ciao* ... hmm *trafen wir auf unsern Feind* ... und der Musiklehrer am Klavier wackelte mit den Ohren ... *bella ciao ciao ciao!* So'n Scheiß, dachte Branger! Aber irgendetwas beflügelte ihn. Ihm schien, ohne dass er dieses Gefühl in Worte fassen konnte, als sei da plötzlich ein Teil, ein kleiner Teil seines Lebens wieder erstanden. Als trudele mit einem Blütenblättchen dieser Partisanenblume etwas längst Vergessenes vom Himmel herab. Konnte das, nun, da es Lena sang, nicht auch ein Zeichen für Künftiges sein?

Um Gotteswillen, Lena, dachte Branger, bloß das nicht, bloß sowas nicht: *Ich fühl den Tod so nah*. Gleichzeitig fühlte Branger sich zu neuem Leben erwacht; und in gewisser Weise rehabilitiert. Obwohl er sich für seine Begriffe nie etwas hatte zu Schulden kommen lassen, damals im Osten.

Wenn nicht schon das inbrünstige Summen von Partisanenliedern, also quasi kommunistischen Liedern, schuldig gemacht hatte. Außerdem, fiel Branger ein, hatte es nicht schon damals mildernde Umstände gegeben? Kein Arbeiter- und Soldatenchor hatte Branger, als er Student war, zum Mitsummen veranlasst, sondern ein Liedermacher – wie hieß der nochmal – Bader oder Mader, nee, Wader? Ach, das Gedächtnis, ein Fass ohne Sieb, nee, ohne Boden, verdammt. Jedenfalls der *ader kam aus dem Westen, nicht selbst, sondern als Schallplatte. Und die legte sein Kumpel Freddy auf bei einer Fete, eine echte Westschallplatte, geschmuggelt. Freddy, sagte Branger, du spinnst, Arbeiterlieder? Warum nicht Queen oder sowas?

Na, ja, Schwamm drüber oder Schnaps. Die Gläser beschlugen vom Nordhäuser Doppelkorn, und der Hannes, ja, Hannes hieß er, sang, und neben mir, dachte Branger, saß Marianne und seufzte. *Welch schöne Blume*, sang der Hannes, jetzt weiß ich's, dachte Branger, Wader, Hannes Wader. Freddy goss nach, und Marianne sagte beim Refrain, mach mal lauter, und fing zu tanzen an. Und ich, dachte Branger, hab zugesehen und sah der Zukunft zu, als der Hannes unsere Pionierlieder sang, und Freddy sagte, dass morgen schon Revolution sei im Westen, und Mariannes Arme schlangen sich um mich. Mann, war ich besoffen, dachte Branger, zu besoffen für Marianne. Und dann war Sense!

Und die Leute gehen vorüber und sehen die kleine Blume ... nicht – nicht? Branger stockte, er hing im Text. Die Platte hatte einen Sprung, und in dem Sprung hing Freddy. Hatte Partisan spielen wollen bei der Volksarmee und es nicht ausgehalten und den Strick genommen. Das erste Mal seit über vierzig Jahren sang Branger *Bella ciao* und dachte an Marianne und an Freddy auch. Noch etwas klang zwischen den Tönen dieses Liedes zaghaft auf, etwas, das Branger sich scheute, mit einem Gedanken zu erfassen, als könne es zerplatzen wie eine Seifenblase: die Zuversicht eines Zwanzigjährigen, dass die morgige Welt eine bessere sei.

Als Lena nach Hause kam und beide später an ihrer Pizza saßen, fragte Branger nach dem Lied und sagte gleich, dass er das Lied kenne, es ein ganz altes Lied sei und ob es ihr gefalle.

Geht so, sagte Lena, is halt 'n Ohrwurm.

Und von wem ist es?, fragte Branger, ich meine, wer singt das?

Ok, sagte Lena, ich schick dir'n Link. Muss dann noch mal weg.

Aber, sagte Branger, da ist noch Eis ...

Morgen, sagte Lena.

Branger nickte, bist um zehn da, ja?

Lena hob die Schultern.

Elf, sagte Branger.

Nacht, Opi. Schlaf gut!

Später, nachdem er abgewaschen hatte, setzte sich Branger mit seinem Handy in den Sessel und tippte auf den Link, den Lena ihm geschickt hatte.

Im Video sang ein junger Mann, sicher nicht viel älter als Lena, nicht viel älter als er damals an dem Abend mit Marianne und dem Hannes. Andere rannten in knallroten Overalls und mit weißen Masken durch die Gegend. *Partisanen kommt und nehmt mich mit...*

Bisschen schnell der Rhythmus oder Beat oder wie Lena das nennt, dachte Branger. Die Roten mit den Masken rennen. Eine Tasche voller Geld, Bankräuber, dachte Branger. Branger stand auf und wackelte, sein Smartphone in der Hand, ein bisschen mit: *Bella ciao, ciao, ciao!* Der Typ im Video trieb jetzt in einem rosa Ring durch einen Pool und schmiss mit Geld um sich. *Was*, dachte Branger, *ist ein Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank.*

Und Branger sang, schrie, brüllte: *Bella ciao, ciao, ciao.*

Und dann war Sense, der Akku war leer. Branger lag auf dem Teppich und fühlte den Tod.

Als er Lena kommen hörte, ging er zum Kühlschrank und holte für sie aus dem Gefrierfach ein Eis.

Morgen, sagte Lena, ist 'ne Demo.

Branger stutzte, dann fragte er: Nimmst mich mit?

Lena guckte erstaunt: Ok?! Um fünf, Stadthalle!

Als Branger im Bett lag, fiel ihm ein, dass er gar nicht wusste, was für eine Demo das werden sollte.

Egal, dachte er und kicherte wie ein Kind: *Bella ciao, bella ciao.* [rs]